

Tamara Hinz

Leibschmerzen

Gemeindefrust überwinden

Alle Bibelzitate sind, sofern nicht anders gekennzeichnet, der Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, © 1980 Katholische Bibelanstalt, Stuttgart entnommen.

Ein besonderer Dank gilt meiner Lektorin Dr. Stephanie Dressler für den herausfordernden und bereichernden Austausch und für eine hervorragende Begleitung!

*Ihr aber seid der Leib Christi,
und jeder Einzelne ist ein Glied an ihm.
Er, Christus, ist das Haupt.
Paulus*

© 2007 R. Brockhaus Verlag Wuppertal
Umschlag: Dietmar Reichert, Dormagen
Satz: Breklumer Print-Service, Breklum
Druck: Ebner & Spiegel, Ulm
ISBN 978-3-417-24986-6
Bestell-Nr. 224.986

INHALT

<i>Vorwort</i>	9
<i>1. Gemeinde – gestern und heute</i>	14
• Erlaubt ist, was gefällt – Wertewandel in Gesellschaft und Gemeinde	16
• Lauter zarte Gewächshauspflänzchen – Wie belastbar sind wir noch?	20
• Die Qual der Wahl – Gemeinde, eines von vielen Angeboten	24
• Gemeinde im Stress – Wie »gut« muss Gemeinde sein?	26
• Da könnte ja jeder kommen – Ichzentriert oder gemeinschaftsorientiert?	31
• Stärken der Gemeinde heute – Positive Entwicklungen nutzen	34
1. Ehrlichkeit und Offenheit	34
2. Barmherzigkeit	35
3. Reflektiertes Christsein	36
<i>2. Gemeinde – Wir lieben uns, was denn sonst?</i>	39
• Fein und lieblich	40
1. Liebe ist Geschenk	41
2. Seelische und göttliche Liebe	42
3. Lieben und loslassen	44
4. Die Andersartigkeit des anderen lieben	45
<i>3. Gemeinde im Streit</i>	49
• Dürfen Christen streiten?	49
• Konstruktives Konfliktverhalten	50
1. Wie wichtig ist das Ganze?	51
2. Kommunikation statt Rückzug	52
3. Miteinander statt übereinander reden	53
4. Dem anderen zugewandt	53

5. Unsere Wortwahl	56
6. Unterschiede anerkennen	58
• Tiefere Ursachen des Konflikts	61
1. Defizitäre Reaktionsmuster im Konflikt	61
2. Konflikt und geistlicher Kampf	70
3. Geistliche Kampfstrategien im Konflikt	73
• Möglicher Umgang mit Verletzungen	92
1. Weglaufen und die Dinge in sich hineinfressen	92
2. Vergebung einüben	100
3. Sich schützen	106
4. <i>Home, sweet home</i>	109
• Im Spannungsfeld zwischen Familie und Gemeinde	109
• Wenn der Partner streikt – meine Geschichte	113
• Hilfe, wir haben eine Krise!	118
5. <i>Und wer bin ich?</i>	122
• Wenn das Wasser bis zum Hals steht	122
• Meine Berufung, das bin ich	125
• Ich möchte so gerne wer sein – Wie viel Anerkennung braucht der Mensch?	127
• Der Fluch des Vergleichens – Welche Ideale beherrschen Sie?	132
• Die hohe Kunst des Neinsagens	135
• Wenn die wüssten	140
• Von Gott geformt	144
6. <i>Ebnet die Wege für eure Füße!</i>	155
• Innengesteuert statt fremdgesteuert leben	155
1. Allein deine Gnade genügt	156
2. Gottes Geliebter	160
• Ein Ja mit allem Drum und Dran	164
1. ... zu mir und meiner Sendung	166
2. ... zu meiner Gemeinde	169
3. ... zur geistlichen Realität	172

• Was wirklich zählt – Plädoyer für einen Dienst ohne Erfolg	177
• Wo die Seele baumeln darf	184
• Auf die Vision kommt's an	191
<i>Meiner Gemeinde</i>	196

VORWORT

Gemeinde ist seit jeher ein Bestandteil meines Lebens gewesen. Und zwar ein ganz wesentlicher. Seit ich aufrecht sitzen und mich halbwegs vernünftig benehmen kann, nahmen meine Eltern mich in Gottesdienste, Abendmahlstunden und diverse andere Gemeindeveranstaltungen mit. Dabei war, wenn ich daran zurückdenke, vieles alles andere als kindgerecht. Stundenlanges Stillsitzen, sich schier endlos ausdehnende Stunden auf harten Gemeindebänken und lange, unverständliche Predigten. Nach dem Gottesdienst folgte die Sonntagschule. Anscheinend reichte uns Kindern das aber immer noch nicht, denn meine Geschwister und ich spielten an den Sonntagnachmittagen voller Inbrunst und Hingabe »Gemeinde«. Einer machte den Chor, einer predigte, einer war die Gemeinde und einer reichte den Klingelbeutel herum. Da ich die Jüngste war, fiel mir diese undankbare und niedere Aufgabe zu. Kam ich aber, dank meines Gequengels, ich wolle auch mal etwas »Richtiges« machen, doch einmal in den Genuss, Prediger sein zu dürfen, erfüllte ich dieses Amt salbungsvoll und wortgewaltig. Ich sparte nicht mit Worten wie Blut, Schlachbank, würdiges Opferlamm, frohlocken und wunderbare Herrlichkeit – klangen diese Begriffe in meinen Ohren doch so richtig schön dramatisch und pathetisch. An besonderen Tagen und aus gegebenem Anlass spielten wir auch manchmal Taufe – die Trockenversion auf einer alten Matratze. Trotz manch skurriler Erfahrung in meiner Kindheit habe ich Gemeinde von Anfang an geliebt. So sehr, dass ich schon früh selber Kinder- und Jugendmitarbeiterin wurde. Im Teenageralter verspürte ich den Wunsch und den Ruf Gottes, doch meine ganze Zeit und Kraft vollständig der Arbeit in der Gemeinde zur Verfügung zu stellen. Ich suchte das Gespräch mit unserem Pastor, der – obwohl ich noch ein richtiger Grünschnabel war – diese Platzanweisung Gottes dankenswerterweise sehr ernst nahm. Er empfahl mir, erst einmal eine solide Berufsausbildung zu machen und danach eine Bibelschule zu besuchen. Die Berufsausbildung machte ich, wurde Erzieherin und lernte meinen Mann kennen. Wir arbeiteten beide gerne und viel in

der Gemeinde mit, aber an eine theologische Ausbildung und einen vollzeitlichen Dienst dachte ich gar nicht mehr. Mein Mann war bei der Polizei, ich arbeitete im Kindergarten, und nebenbei war Gemeinde angesagt. Das war unser Leben. Dazu würden sicher irgendwann noch Kinder kommen. Wir hatten es uns ganz gut eingerichtet. Bis sich der Gedanke an einen vollzeitlichen Dienst irgendwann bei meinem Mann und mir wieder von hinten anschlich. Wissen Sie, das begeistert mich an Jesus so: Er nimmt rote Fäden in unserem Leben immer wieder auf und verfolgt sie mit einer Hartnäckigkeit und einem liebevollen Weitblick, die wir selber oft gar nicht aufbringen. Immer mehr hatten wir den Eindruck, Gott wolle uns »ganz« für den Gemeindedienst haben. Dieser Berufungsprozess verlief nicht besonders dramatisch oder spektakulär, vieles fügte sich ganz normal und alltäglich in unsere Gedanken, Gefühle und Gespräche und ließ in uns dennoch immer mehr die Gewissheit wachsen, dass Gott an unsere Tür anklopfte. Mein Mann kündigte bei der Polizei, ich in meinem Kindergarten, und gemeinsam besuchten wir für drei Jahre eine Bibelschule und absolvierten hier eine theologische Ausbildung.

Unser erster Sohn kam zur Welt und im Laufe der nächsten Jahre purzelten seine drei Geschwister in recht kurzen Abständen hinterher. Gleichzeitig begannen wir unseren Gemeindedienst, mein Mann als Pastor, ich als Mitarbeiterin und Leiterin verschiedener Gruppen und Arbeitskreise. Dieser Dienst war von sehr viel Schönerem, aber auch von einigen Krisen und schweren Zeiten gekennzeichnet. Davon werden Sie in diesem Buch noch erfahren.

Mittlerweile sind fast zwanzig Jahre vergangen, wir sind derzeit in unserer dritten Gemeinde und haben sozusagen fast Halbzeit. Zeit, Rückblick zu halten, Zeit, aus dem Gelernten ein Resümee zu ziehen, Zeit, vor der letzten Etappe noch einmal innezuhalten, manches zu bedenken und Kraft zu sammeln, um noch einmal neu durchzustarten.

So viel zu meiner Person. Aus dem, was ich Ihnen da mitgeteilt habe, können Sie entnehmen, dass dies kein Buch mit einem theoretisch-wissenschaftlichen Ansatz ist. Ich habe nicht Gemeinden in aller Welt besucht, Umfragen oder Gemeindestudien betrieben und habe keine

Gemeindegewachstumsprofile der »besten« Gemeinden erstellt. Wenn Sie Statistiken und wissenschaftliche Untersuchungen erwarten, dann klappen Sie dieses Buch getrost wieder zu, denn es kann und wird Ihre Erwartungen nicht erfüllen. Da gibt es schon sehr viel gute Lektüre anderer Autoren auf dem Markt.

Was mich treibt und qualifiziert, dieses Buch zu schreiben, ist eine tiefe und leidenschaftliche Liebe zur Gemeinde und die Tatsache, dass ich an der Seite eines Pastors manch tief- und abgründigen Blick hinter die Kulissen tun kann. So manchen Vorgang hinter diesen Kulissen möchte ich nicht nur wahrnehmen, sondern auch anderen bewusst machen. Dieses Anliegen hat mich bewogen, über Gemeinde zu schreiben. Darüber hinaus möchte ich Ihnen gern das ein oder andere Grinsen über manch irrwitzige Begebenheit des Gemeindealltags entlocken.

Für wen ist dieses Buch? Nun, für alle die, die sich mit viel Engagement für und in Gemeinde einsetzen, sei es nun haupt- oder nebenberuflich. Die sich an Gemeinde freuen und mindestens genauso oft an ihr verzweifeln und an ihr leiden. Dass diese Dinge oft sehr eng beieinander liegen, wissen wir alle nur allzu gut.

Ganz wenige Teile dieses Buches handeln ausschließlich von einer Thematik, die nur vollzeitliche Leiter und Pastoren betrifft. Das meiste, was Sie lesen werden, kann jeder nebenberufliche und ehrenamtliche Leiter und Mitarbeiter auf sich anwenden. Und noch etwas vorab: Unser beruflicher Background besteht aus Gemeinschaften des Bundes evangelisch-freikirchlicher Gemeinden in Deutschland. Wenn Sie einen anderen Gemeindehintergrund haben, dann tauschen Sie die verwendeten Begrifflichkeiten einfach aus. Ich denke, dass sich im Wesentlichen die Vorgänge ähneln. Darüber hinaus schreibe ich immer von Mitarbeitern, Leitern oder Pastoren in der maskulinen Form, es sei denn, ich spreche von mir persönlich. Das geschieht ausschließlich der Einfachheit halber (mir ist es viel zu lästig, immer noch ein /innen dranzuhängen) und spiegelt nicht meine Überzeugung wider, Ämter in Gemeinden, besonders auf der Leitungsebene, dürften nur von Männern bekleidet werden. Dass ich selber eine Frau bin, spricht an dieser Stelle ja eine deutliche Sprache ...

Wenn ich an Gemeinde denke – und das ist heute nicht anders als früher – erfüllt mich eine tiefe Zuneigung, das Gefühl nach Hause zu kommen, Nestwärme und Leidenschaft für die Menschen, die dazugehören. Mir diese Leidenschaft, diese brennende Liebe zu erhalten, ist eines meiner größten Anliegen. Wenn Sie selber ein engagierter Mitarbeiter oder Leiter in einer Gemeinde sind, werden Sie mir zustimmen, wenn ich sage, dass dies gar nicht so leicht ist. Denn über die Jahre tritt an die Stelle dieser brennenden Leidenschaft leicht Abgeklärtheit und eine gewisse Routine. Nicht verheilte Verletzungen und erlittene Tiefschläge können dazu führen, dass wir unser Innerstes hart machen. Anstelle von leidenschaftlicher Liebe steht dann eine routinierte Berufsfrömmigkeit. Wir machen unseren Job, aber unser Herz ist kalt und leer. Aber weil wir diesen Dienstauftrag nun einmal haben, schleppen wir uns weiter durch, nur merken wir, dass uns etwas Entscheidendes fehlt: das Feuer, die Begeisterung, das erwartungsvolle Ja zu unserer Sendung, die Liebe zur Arbeit und zu den Menschen, die leidenschaftliche Hingabe an Jesus und den Dienst, den er uns aufgetragen hat. Wir reden nicht darüber, weil das in unseren Augen der Quittierung einer Dienstunfähigkeit oder einem »Mangelhaft« in Sachen Mitarbeiterschaft gleichkäme und wir uns für unsere Gefühle und Gedanken schämen. Vielleicht wissen wir auch gar nicht so recht, wo oder mit wem wir über unsere Situation sprechen könnten. Aber gerade dieses Darüberreden, das Offenlegen mancher recht schwieriger Situation im Rahmen der Gemeindegemeinschaft ist so wichtig – wenn wir dies tun, entdecken wir erstaunt, wie sehr unsere Erfahrungen und Erlebnisse denen unserer Weggefährten ähneln.

Wir alle kennen doch Krisen, die uns scheinbar zum Scheitern verurteilen, wir kennen die uns zugefügten Verletzungen, die so tief sind, dass sie scheinbar gar nicht heilen wollen. Wir alle kennen doch Angriffe von Menschen und der unsichtbaren Welt, die uns fast zur Strecke bringen. Wir alle kennen sie, die Stunden, Tage und Wochen, in denen wir fußlahm, ausgedörrt und krank vorwärtstorkeln und kein bisschen mehr den strahlenden Helden ähneln, die forschen Schrittes und voller Elan und Begeisterung sich einst auf den Weg machten. Dass wir solche Zeiten in unserem Leben richtig verarbeiten, daraus

lernen und uns, wie einst Elia, wieder aufrappeln und unseren Auftrag zu Ende führen, ist Anliegen dieses Buches. Dass wir es wieder frohen Herzens tun, ohne Groll, ohne Bitterkeit, mit echter, tiefer Liebe und Hingabe, ist mein Wunsch. Und dass wir entdecken, wo es auf diesem Weg Angriffspunkte gibt, wo dicke Felsbrocken liegen, wo uns der Feind einen Hinterhalt legt, wo es steil bergauf geht und an welchen Stellen es unübersichtlich wird – dazu soll dieses Buch helfen. Ich weiß nicht, auf welchem Abschnitt dieser Wegstrecke Ihres Gemeindedienstes Sie sich momentan befinden: Vielleicht hüpfen Sie gerade munter und fröhlich einen breiten, sonnigen Weg entlang, vielleicht gestaltet sich Ihr Dienst gerade so, dass er einem wüsten und scheinbar sich endlos ausdehnenden Geröllfeld ähnelt, durch das Sie sich mühsam hindurchkämpfen, vielleicht hocken Sie jammernd und wehklagend am Straßenrand, weil Sie gerade kräftig eins auf die Nase bekommen haben, oder Sie laufen gelangweilt eine schnurgerade Straße entlang, auf der es auch nicht die kleinste Abwechslung zu geben scheint. Wie auch immer – ich wünsche Ihnen mit diesem Buch für Ihren Dienst und Ihre Mitarbeiterschaft in der Gemeinde das Erkennen, dass Sie nicht alleine gehen und die Erfahrung, dass Gott Ihnen, wie einst dem Elia, ein liebevolles, aber bestimmtes »Steh auf« zuflüstert!

1. *Gemeinde – gestern und heute*

Wenn wir uns genauer besehen wollen, warum wir als »Gemeindedienstler« manche Schwierigkeiten in unserer Arbeit haben, scheint es mir nötig, zunächst einmal einen Blick auf das Sosein der Gemeinde in der heutigen Zeit zu werfen. Schon immer ist Gemeinde ein recht erstaunliches und bizarres Gebilde gewesen. Daran hat sich auch heute nichts geändert. Kürzlich saß ich im Gottesdienst und ließ meine Blicke über die Anwesenden schweifen. Da saß der Personalchef eines führenden deutschen Unternehmens neben einem einfachen Bauarbeiter und unterhielt sich angeregt mit ihm. Da drückte ein Teenagermädel unsere älteste und schon sehr hinfällig gewordene Schwester herzlich an sich. Da fielen sich zwei um den Hals, von denen ich weiß, dass sie von ihrer politischen Überzeugung nicht unterschiedlicher sein könnten. Ein bunt durcheinandergewürfelter Haufen, voll verschiedener Persönlichkeiten unterschiedlicher Herkunft, Erfahrungen, Erwartungen und Prägungen – zusammengestellt, um miteinander Leben zu teilen, sich zu lieben und einander zu dienen. Dass es da öfter mal »rappelt im Karton«, sollte uns eigentlich nicht verwundern. Auch das ist nichts Neues. Das Neue Testament wäre um einiges dünner, müssten Paulus und die anderen Schreiber nicht immer wieder Bezug nehmen auf diverse Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten, die ihre Wurzeln in unterschiedlicher religiöser, kultureller und persönlicher Prägung hatten. Je nüchterner und realistischer wir mit der Tatsache unserer Unterschiedlichkeit und den daraus resultierenden Konflikten umgehen, desto entspannter und stressfreier werden wir diese Konflikte abarbeiten können – denn wir wissen, dass diese Spannungen normal und durchaus kein Drama sind. Hängen wir dagegen die Latte sehr hoch und haben die Erwartung, dass immer alles eitel Freude und Sonnenschein sein muss, machen wir uns selbst viel Stress. So manch ein Mitarbeiter oder Leiter legt sich mit dieser überhöhten Erwartung selbst die Stolpersteine in den Weg. Aber so harmonisch und fried-

voll ist das Leben nun einmal nicht – auch nicht das Leben in einer christlichen Gemeinde!

Je nach Zeitepoche und gesellschaftlicher Strömung, in der der Leib Christi sich bilden musste, divergierten die Spannungen und Konflikte, die der Gemeinde das Leben schwer machten. Jede gesellschaftliche Phase und Entwicklung, jede Kultur und jedes politische Gepräge eines Landes haben ihre eigene Herausforderung für die Gemeinde. Und jedes Jahrzehnt, jedes Jahrhundert hat seine eigenen schwierigen Wegstrecken und Hürden für die Menschen, die Gemeinde leiten und sich in ihr engagieren, die es zu überwinden gilt. Die Schwierigkeiten, mit denen wir heutzutage zu kämpfen haben, sind eigentlich paradox: Rein äußerlich besehen geht es der Gemeinde in unserer Zeit und unserer westlichen Welt so gut wie nie zuvor: Wir sind keinerlei Repressalien oder irgendeiner anderen Form der Verfolgung ausgesetzt und genießen im Gegenteil gemeinhin Akzeptanz oder sogar Anerkennung. Wirft man aber einen Blick hinter die Kulissen, stellt man fest, dass der Leib Christi mancherorts sterbenskrank ist und wie von einem Krebsgeschwür langsam, aber sicher von innen her zerfressen und zersetzt wird. Hingegen scheinen Gemeinden, die verfolgt werden, wie z.B. in China, innerlich zu erstarken und unter diesem Druck von außen explosionsartig zu wachsen.

Wenn ich nun im Folgenden einige konkrete Schwachpunkte der Gemeinde in der heutigen Zeit und in unserem Land aufzeigen möchte, soll das nicht mit anklagend erhobenem Zeigefinger geschehen, sondern es soll uns die Augen öffnen, manche Ursachen für schwierige Wegstrecken, die wir heute mit Gemeinden gehen müssen, klarer zu sehen. Es soll uns helfen, Probleme, die wir heute im Gemeindedienst bekommen, vor dem Hintergrund der heutigen Zeit und des heute vorherrschenden Lebensgefühls besser in den Griff zu bekommen. Wenn ich dabei von der Gemeinde spreche, meine ich dabei die durchschnittliche Otto-Normalverbraucher-Gemeinde. Dass dies an mancher Stelle etwas klischeehaft wirken muss, lässt sich kaum vermeiden. Dabei weiß ich sehr wohl, dass es in unserem Land auch die rühmlichen Ausnahmen gesunder, starker und gut funktionierender Gemeinden gibt, auf die das eine oder andere nicht zutrifft. Wie sehen

solche Gemeinden aus? In einem Forschungsprojekt des Instituts für natürliche Gemeindeentwicklung in Emmelsbüll (Nordfriesland) Ende der Neunzigerjahre wurden weltweit tausend Gemeinden auf diesen Aspekt hin befragt und untersucht. Das Ergebnis dieser Untersuchung ergab acht Qualitätsmerkmale einer gesunden, wachsenden Gemeinde: bevollmächtigende Leitung (nicht zu verwechseln mit bevollmächtigte Leitung!), gabenorientierte Mitarbeiterschaft, leidenschaftliche Spiritualität, zweckmäßige Strukturen, inspirierende Gottesdienste, ganzheitliche Kleingruppen, bedürfnisorientierte Evangelisation und liebevolle Beziehungen.¹ Auch wenn solche Forschungsergebnisse nie allumfassend und abschließend sein können und erst recht kein Patentrezept für die »perfekte« Gemeinde enthalten (Gott bevorzugt es ja oft, um unsere ganzen klug erdachten Systemchen einen großen Bogen zu machen), lohnt es sich, hier einmal genauer hinzuschauen und sich mit den einzelnen Qualitätsmerkmalen intensiver zu beschäftigen.

Aber auch diese gut funktionierenden Gemeinden sind gesellschaftlichen Strömungen ausgesetzt, denen wir Aufmerksamkeit schenken sollten.

Erlaubt ist, was gefällt – Wertewandel in Gesellschaft und Gemeinde

Wir leben in einer Zeit, die von einem starken Wertewandel in der Gesellschaft gekennzeichnet ist. »Ich fürchte nicht die Stärke des Islam, sondern die Schwäche des Abendlandes. Das Christentum hat teilweise schon abgedankt. Es hat keine verpflichtende Sittenlehre, keine Dogmen mehr«, diagnostiziert Peter Scholl-Latour die gegenwärtige Entwicklung.² Die Bibel spricht an dieser Stelle eine noch deutlichere

1 Christian A. Schwarz: *Die natürliche Gemeindeentwicklung*. Emmelsbüll: C&P 1996.

2 zitiert nach Stephan Holthaus: *Trends 2000. Der Zeitgeist und die Christen*. Gießen: Brunnen Verlag, 2001. S. 81.

und schonungslosere Sprache: »In den letzten Tagen werden schwere Zeiten anbrechen. Die Menschen werden selbstsüchtig sein, habgierig, prahlerisch, überheblich, bössartig, ungehorsam gegen die Eltern, undankbar, ohne Ehrfurcht, lieblos, unversöhnlich, verleumderisch, unbeherrscht, rücksichtslos, roh, heimtückisch, verwegen, hochmütig, mehr dem Vergnügen als Gott zugewandt« (2. Timotheus 3,1-4). Wer könnte es noch treffender formulieren, was in unserer Zeit, aber auch zu anderen Zeiten und in anderen Kulturkreisen mit einer der Dekaden verfallenen Gesellschaft geschieht?

Alles ist heutzutage möglich und alles ist irgendwie normal. Kürzlich war ich mit unserem ältesten Sohn in einem Geschäft, in dem man alle nur erdenklichen Poster bekommen konnte. Gedankenverloren durchblättere ich das Sortiment, als mein Sohn mich rief: »Mama, komm mal, da ist mein Lieblingsposter.« Ich trat an seine Seite und – mir blieb der Mund offen stehen: Zwei junge Mädels, mit weniger als Nichts am Leib, schmusend auf einem Bett. Ich schluckte und versuchte in meinem Gehirn abzurufen, was man laut Familienberatungsbüchern in solch einer Situation denn Kluges von sich gibt. »Äh, ich weiß ja nicht so richtig ...« Zu mehr Klugheit reichte es bei mir in diesem Moment nicht. Später, als ich mich etwas gefangen hatte, kam es dann doch noch zu einem ganz guten Gespräch. Und es stellte sich Folgendes heraus: Mir war es noch vermittelt worden, dass gleichgeschlechtliche Beziehungen nicht gerade im Sinne des Erfinders sind und dass es sich erst recht nicht gehört, praktizierte Sexualität in der Öffentlichkeit zur Schau zu stellen. Das hatte erst einmal gar nichts mit meinem Christsein zu tun. Das war einfach eine von der vorangegangenen Generation und der Gesellschaft tradierte Norm und eine Wertvorstellung, die weitergegeben wurde. *Dazu* kam dann noch die Überzeugung der Christen und der Gemeinden, dass Gott nicht möchte, dass wir homosexuelle Neigungen ausleben – diese Überzeugung deckte sich aber mit der schon vorhandenen gesellschaftlichen Norm. D. h. meine christliche Überzeugung forderte von mir nichts anderes, als die Meinung zu vertreten, die auch mein säkulares Umfeld vertrat. Es war das, was »man« allgemein so dachte. Jesus und die Gemeinde mussten also bei mir an

dieser Stelle gar keine Korrektur vornehmen. Bei meinem Sohn hingegen fehlt diese Grundlage, diese Wertevermittlung seitens der Gesellschaft völlig. Obwohl er in einem christlichen Elternhaus groß geworden ist und wir durchaus viel über unsere ethischen Grundsätze mit unseren Kindern sprechen, vertritt das Umfeld, in dem er sich ansonsten aufhält, so gänzlich andere Überzeugungen, setzen die Medien so kontroverse Akzente, dass für ihn die Haltung der Christen alles andere als selbstverständlich ist. Was für uns noch Basiswissen war, ruft bei der nachfolgenden Generation oder bei Menschen, die aus einem nicht christlichen Umfeld kommen, nur ein irritiertes Stirnrunzeln hervor. In dem Gespräch mit meinem Sohn merkte ich, dass die Werte, die ich noch mit der Muttermilch aufgesogen hatte, sich heute schlicht und ergreifend in Luft aufgelöst haben. Das müssen wir als Fakt zur Kenntnis nehmen. Die Menschen haben Gott und dem christlichen Glauben den Rücken zugekehrt und in Folge ist ihr Denken und Handeln auch nicht mehr von einem christlichen Gedankengut geprägt. Dieser Wertewandel betrifft den gesamten ethischen Bereich und das Sozialverhalten. Galt es früher noch als erstrebenswerte Tugend, fleißig zu sein, ist es heute »in«, sich mit kleinstmöglichem Aufwand so weit wie möglich durchs Leben zu wursteln. War es früher noch erstrebenswert, so viel wie möglich in die Gemeinschaft und das Gemeinwohl zu investieren, gilt es heute, so viel wie möglich aus der Gemeinschaft für sich selbst herauszuholen. Galt früher noch ein Versprechen als verbindliche und unabänderliche Verpflichtung, ist es heute nichts mehr wert – ich hab meine Meinung halt geändert, lautet nun die Devise. Der Ehrliche ist der Dumme, und wenn man einigermaßen schlau ist und etwas auf sich hält, mogelt man hier und da gut und gerne – denn wer ist schon so blöd und sagt immer die Wahrheit. Man könnte diese Liste hier noch um einiges fortführen.

Ich sage damit nicht, dass die Menschen früherer Zeiten unbedingt »geistlicher« waren. Echtes geistliches Leben im Sinne von erfahrener Wiedergeburt und einer hingeebenen Jesusbeziehung war auch früher in unserem christlichen Abendland nicht die Norm. »Christliches« Handeln, Reden und eine gewisse Frömmigkeit waren häufig

nicht mehr als ein anerzogenes Pflichtverhalten. Dass auch in diesem religiösen Klima immer wieder um echtes geistliches Leben gerungen werden musste, davon zeugen die Reformations- und Erweckungsbewegungen. Aber das Leben nach den Geboten Gottes war zumindest ein stabiles Gerüst, das der Zersetzung und dem Zerfall einer Gesellschaft, wie wir sie heute erleben, entgegenwirkte.

An dieser Stelle setzt Gemeindearbeit ein, deren Aufgabe es ja nicht in erster Linie ist, den Leuten ein vergnügliches Programm zu bieten, sondern die den Auftrag hat, Hilfestellungen zu einem Leben in der Nachfolge zu geben. Wie das konkret in den verschiedenen Lebensbereichen aussehen kann, muss ganz neu gelehrt und vorgelebt werden. Und das umso mehr, als Gemeinde sich heute sehr weltoffen und der Welt zugewandt präsentiert. Es ist wohlwollend zu beobachten, dass Gemeinde in den letzten fünfzig Jahren vielerorts immer mehr von ihrer Gettomentalität verliert und sich unter Volk mischt. Gemeinde soll hinausgehen und nicht warten, dass die Menschen kommen, Gemeinde soll in ihrer Gestaltung zeitgemäß und aktuell sein, Gemeinde soll sich nicht mehr abgrenzen von der bösen Welt da draußen – so lauten die Parolen heute. Alles richtig und durchaus begrüßenswert – wenn wir denn gleichzeitig darauf achten, dass wir den ungunstigen Strömungen, die dadurch zwangsläufig mit ins Haus flattern, entgegenwirken. Die schützende und oft auch starre und einengende Membran, mit der Gemeinde sich in früheren Zeiten umgeben hat, hat Löcher bekommen – und das ist gut so. Aber neben vielem Positiven strömt nun auch etliches Negative in die Gemeinde hinein. An dieser Stelle müssen wir wachsam sein und dürfen es bei allem Verständnis für unsere Welt nicht zulassen, dass unsere ethischen und theologischen Überzeugungen verwässern. Wir müssen diese deutlich kommunizieren. Und das wird, glaubt man den Trendforschern, von den Menschen auch immer mehr gesucht und gewünscht, spüren sie doch zunehmend, dass die Loskoppelung aller Werte und Normen von einer »höheren Instanz« zugunsten einer Selfmade-Ethik eine Sackgasse ist. Es gibt in unserer Gesellschaft auch die Suche nach Orientierung und nach festen, will heißen verbindlichen und nicht ständig nach eigenem Belieben wechselnden

Werten und Normen.³ Mit diesem Suchen und Fragen wenden die Menschen sich an Kirche und Gemeinde. Hilfestellungen und mögliche Antworten wollen wir ihnen gerne geben. Dabei darf nichts, aber auch gar nichts als selbstverständlich angesehen werden, nach dem Motto: »Das ist doch jedem klar.« Klar ist in der heutigen Zeit gar nichts mehr – wir tun gut daran, uns darauf einzustellen.

Übrigens: In dem Zimmer meines Sohnes hängt jetzt ein Poster mit dem Titel »Sleeping Beauties«. Die bildhübschen, äußerst wohlgeformten Mädels liegen schlafend ganz züchtig nebeneinander und tragen immerhin ganz reizende Dessous. Wenn das nicht eine deutliche Verbesserung ist!

Lauter zarte Gewächshauspflänzchen – Wie belastbar sind wir noch?

Kennen Sie Treibhauspflanzen? Sie sehen zwar gut aus, sind aber äußerst zart und absolut nicht widerstandsfähig. Ein kalter Luftzug, einmal zu stark gedüngt, einmal zu viel Sonne abgekriegt – und schon lassen sie die Blätter hängen. Erst recht würden sie eingehen, wenn sie vollständig Wind und Wetter ausgesetzt wären. Oft empfinde ich die Menschen in unserem Land wie solch eine Ansammlung von Gewächshauspflänzchen (und schließe mich selbst da gewisslich nicht aus). Denn das Umfeld und Klima, in dem meine Generation und erst recht die Generation unserer Kinder aufwächst und lebt, gleicht dem recht unnatürlichen Klima in einem Treibhaus. Im Vergleich zum entbehrensreichen Leben früherer Generationen oder dem Leben in anderen Ländern dieser Welt leben wir trotz manch Gejammer immer noch wie in einem Schlaraffenland. Dennoch oder gerade deswegen sprechen Psychologen und Therapeuten, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, von einer ständig sinkenden Frustrationstoleranz der jüngeren Generation. Neulich las ich in einer Studie, die sich mit der

³ Vgl. dazu auch Peter Hahne: »Schluss mit lustig«. Lahr: St. Johannis Druckerei, 702006.

Ursache von Gewalt an Schulen auseinandersetzte, dass interessanterweise sogar die befragten Schüler selbst bei sich diese abnehmende Frustrationstoleranz erkannten.

Die Fähigkeit, schwierige Zeiten und belastende Konflikte auszuhalten, wird immer geringer. Alles, was anstrengend ist und dabei unangenehme Gefühle hervorruft (es gibt ja auch Dinge, die unsere Anstrengung fordern, dabei aber Spaß und gute Gefühle machen), wird mit unangemessener Aggression beantwortet oder gemieden wie die Pest. Es sei denn, unser Einsatz dient der Befriedigung der ureigsten Bedürfnisse oder dem Erhalt eines Status quo mit dem Ziel, andere zu beeindrucken. Nehmen Sie z.B. meine Kinder: Bitte ich sie, einen Mülleimer auszuleeren, brechen sie unterwegs vor Erschöpfung schier zusammen. Folgt dann noch die Aufforderung, den Tisch zu decken, murmeln sie irgendwas von »Kinderarbeit« und »verboten« vor sich hin. Einer meiner Söhne scheut dagegen keinerlei Mühen, seinen Körper mit schweißtreibenden sportlichen Übungen zu malträtieren, und ist an dieser Stelle äußerst einsatzfreudig und diszipliniert. Hier scheinen sich für ihn der Einsatz und das Überwinden unangenehmer Gefühle also zu lohnen.

Und wir Erwachsenen? Wir sind doch keinen Deut besser! Fettwegpillen contra Disziplin beim Essen, Tütensuppen und Fertignachisch statt arbeitsaufwendigem Kochen, Beziehungen abrechnen und die Scheidung einreichen anstatt durchhalten und an der Ehe arbeiten. Wir reden von unhaltbaren Zuständen, wenn wir mal eine halbe Stunde zu Fuß zur Arbeit gehen müssen, weil das Auto gerade in der Werkstatt ist. Oder wir sind völlig aufgebracht, wenn die Waschmaschine ihren Geist aufgibt und uns tatsächlich mal zugemutet wird, drei Teile mit der Hand zu waschen.

Auch mit der Belastbarkeit und Einsatzbereitschaft von uns Erwachsenen ist es vielfach nicht mehr weit her. Häufig ist diese ebenfalls auf die Momente reduziert, in denen es um unsere Wünsche und Bedürfnisse geht, Dinge, von denen wir etwas haben oder wir mit unserem Engagement erreichen können, dass unsere Mitmenschen mal wieder kolossal beeindruckt von uns sind. Da scheuen wir dann allerdings keine Kosten und Mühen.

Wir leben in einer Spaßgesellschaft – und das gilt auch für die Gemeinde. Schließlich färbt jeder Gesellschaftstrend irgendwann mal auf uns ab. Spaß muss es in der Gemeinde machen, erbaulich soll es sein, sie soll mir gute Gefühle geben und ein Quell beständiger Freude sein. Ist ja auch nicht grundsätzlich verkehrt, im Gegenteil. Aber eben nur die eine Seite der Medaille. Denn wenn es in der Gemeinde anstrengend wird, wenn es Schwierigkeiten gibt, wenn uns manches nicht gefällt und wir deswegen Konflikte aushalten müssen, treten viele den Rückzug an, klinken sich aus und suchen sich gegebenenfalls ein neues Nest, in dem es wärmer und kuscheliger ist. Durchhalten? Aushalten? Dranbleiben? Ausdauernd investieren in Veränderung? Das ist eher seltener geworden. Früher waren Gemeindefwechsel oder Austritte rar gesät. Sicher, gerade in erwecklichen Zeiten kam es immer wieder zu Spaltungen und Trennungen. Dabei ging es aber verstärkt um biblisch-theologische Auseinandersetzungen und weniger um die persönlichen Empfindlichkeiten Einzelner.

Wer zu einer Gemeinde gehörte, blieb dabei – in guten wie in schlechten Tagen. Trennungen, sei es in der Ehe, in der Familie oder in der Gemeinde, waren nicht die Norm. Heute gehören sie zum Alltag vieler Gemeinden dazu. Meiner Wahrnehmung nach war die Fluktuation in den Gemeinden noch nie so groß wie zu unserer Zeit. Man sucht sich lieber etwas Neues, etwas, was weniger anstrengend und nicht so einsatzfordernd ist. Nun will ich hier nicht den Stab über jene brechen, die so sehr an und in ihrer Gemeinde leiden, dass sie keinen anderen Weg als einen Wechsel mehr sehen. Ich kenne aus meinem eigenen Leben solche Zeiten, in denen der Kräfteverschleiß in keiner Relation mehr zum Ergebnis steht. Manch einer mag in solch einer Situation nach langem Ringen und Kämpfen von Jesus grünes Licht bekommen, sich ein für ihn gesünderes Gemeindeumfeld zu suchen. Schließlich wären nicht einige der größeren und kleineren Erneuerungs- und Reformationsbewegungen in unserem Land auf den Weg gekommen, wenn Menschen für sich nicht diesen Weg eines Neuanfangs gesehen hätten. Manchmal aber scheint mir diese Zeit des Ringens in Wort, Tat und Gebet doch sehr stark abgekürzt zu werden, weil eben auch die geistliche Frustrationstoleranz so niedrig gewor-

den ist. Und längst geht es dabei nicht immer nur um den erhabenen Wunsch, Jesus besser dienen zu können – oder, wie bei den großen Reformatoren – um wirklich existenziell wichtige Erkenntnisse aus dem Wort Gottes. Häufiger stehen persönliche Verletzbarkeit und unterschiedliche Stilfragen im Vordergrund. Unseren Bruder und unsere Schwester auszuhalten, mit all den Merkwürdigkeiten, die er oder sie mitbringt (genauso wie wir auch!), scheint uns immer schwerer zu fallen.

Besonders für Leiter auf den verschiedensten Ebenen hat diese geringe Belastbarkeit und Konfliktfähigkeit von Gemeindegliedern darüber hinaus die Konsequenz, dass sie in diesem Bereich unglaublich viel Zeit und Kraft investieren müssen. Denn man kann beobachten, dass diese Gewächshauspflänzchen immer weniger in der Lage sind, mit ihren Problemen und Konflikten allein klarzukommen und sie zu lösen. Ständig hat irgendjemand mit einem anderen Stress und braucht Hilfe von außen, weil anscheinend kaum geistliche und persönliche Reserven vorhanden sind, um mit diesen Dingen selbst klarzukommen und allein zu Lösungen zu finden. Manchmal unterscheidet sich die Arbeit meines Mannes gar nicht so sehr von meinem Job als Mutter: Ständig kommt jemand an und beschwert sich wortgewaltig, weil der Sowieso sich da unmöglich verhalten hat und dort etwas Fieses von sich gegeben hat. Großes Spektakel. Oft schieb ich die Kinder dann galant aus dem Zimmer mit den Worten: »Ich hab anderes zu tun! Macht das unter euch aus, dafür seid ihr wirklich alt genug!« Neunzig Prozent meiner Mutterpflicht besteht daraus, Streit zu schlichten und Zänkereien zu unterbinden. Mein Mann scheint mir die meiste Zeit mit ganz ähnlichen Dingen beschäftigt zu sein, und manchmal möchte ich am liebsten dazwischenrufen:

»Leute, wir haben wirklich Besseres zu tun! Macht das doch unter euch aus ...«